

ERLANGER UNIVERSITÄTSREDEN

Neue Folge — Sonderreihe der „Erlanger Forschungen“

11

Auf das Wort kommt es an!

Rektoratsrede

gehalten am 4. November 1964

von

Professor D. Gerhard Friedrich

Erlangen 1965

Verlag: Universitätsbund Erlangen e. V.
Auslieferung: Verlag Palm & Enke, Erlangen
Universitäts-Bibliothek Erlangen
Druck: Universitäts-Buchdruckerei Junge & Sohn, Erlangen

Jedes Lehren hat es mit dem Wort zu tun. Ohne Sprache ist Wissenschaft nicht möglich. Bei den Theologen und Philologen ist die Wortbezogenheit ihrer Tätigkeit im Namen unmittelbar ausgedrückt. Die Juristen haben formulierte Gesetze zu interpretieren, und selbst die Naturwissenschaftler, auch wenn sie mit Formeln und Zahlen arbeiten, können des Worts nicht entbehren. Ohne das Wort kommt keine Wissenschaft aus.

Das Beunruhigende der heutigen Situation ist, daß wir in einer ausgesprochenen Krise des Wortes leben. Das Wort hat weithin seinen Wortcharakter verloren, indem es zu einer leeren Mitteilungsförmel und einem Zeichensystem geworden ist. Der Nicht-Eingeweihte kann die Wort-Formel-Sprache ohne Lexikon kaum noch verstehen. Die gebrauchten Abkürzungen bedeuten oft etwas Grundverschiedenes. So ist z. B. OAS „Organisation Armée Secrète“ wie die Organisation der Amerikanischen Staaten; EKG kann man sowohl mit „Elektrokardiogramm“ wie mit „Evangelischem Kirchengesangbuch“ auflösen; VU heißt in der militärischen Sprache „Versorgungsunteroffizier“, in der polizeilichen „Verkehrsunfall“. Die Wörter werden aufgelöst, atomisiert. Die Technisierung der Sprache führt zum Tod des Wortes. Dieses gilt nicht mehr viel, so daß es sich alles gefallen lassen muß.

Mit der Verkürzung des Wortes verbindet sich eine Inflation der Wörter. Es ist durch die Möglichkeit von Telephon, Radio, Film, Fernsehen noch nie so viel geredet worden wie in der heutigen Zeit. Die Folge davon ist, daß die Worte entwerteten Geldscheinen gleichen, die man unüberlegt, großzügig ausgibt, weil sie ja nichts gelten. Der George-Schüler Karl Wolfskehl stellt in seinem Gedicht „Des Menschen Wort vergeht“ fest:

Das Wort hat seine Zeit gehabt,
hat alle seine Zeit gehabt,
das Wort ging aus und ein,
es war ein Rad, das ungenabt
lief über Stock und Stein.

Das Wort hat seinen Ruhm gehabt,
 purpurnen Königsruhm gehabt, —
 feil ward's und faul wie Kot,
 und ob ihr tausend Worte habt:
 das Wort, das Wort ist tot.

Wort hat das Wort im Wort gehabt,
 das ew'ge Wort im Wort gehabt, —
 das ewige Wort entfloh.
 Der Immenstock ist ausgewabt,
 wo ist der Weisel, wo?

Von dieser Entwertung des Wortes ist auch die Theologie, und sie nicht auch, sondern sie gerade, in ganz besonderer Weise betroffen. Die evangelische Kirche nennt sich die Kirche des Wortes. Wir haben großartige Lehren hervorragender Theologen über das Wort Gottes, und an jedem Sonntag stehen Tausende von Predigern auf der Kanzel und verkündigen das Wort — und doch sind es oft nur Wörter, die gesagt werden, die nicht zum befreienden, schaffenden Wort werden und darum auf Interesselosigkeit stoßen: „Sie mögen das nicht mehr, die Leute — so schreibt Ernst Wiechert in seinem Roman ‚Missa sine nomine‘ —, daß sich einer hinstellt, mit oder ohne Talar, und redet. Es ist zu viel geredet worden, so daß sie für eine Weile genug haben. Sie sind mißtrauisch geworden.“

Man beschäftigt sich heute sehr viel mit der Sprache und stellt mancherlei Theorien über sie auf. Die Philosophen, die hierbei die Wortführer sind, tun das zum Teil in einer Sprache, die den Zorn der Philologen erweckt, die doch, wie es ihr Name besagt, die Liebhaber der Sprache sind. Die Dichter, denen das Wort in besonderer Weise zur Verfügung steht, die „zum Wort als dem Born des Seins“ berufen sind, interessiert oft nicht mehr das Was, sondern nur noch das Wie, nicht der Gegenstand, sondern die Form. Dabei gehen sie bisweilen mit dem Wort so um, daß man nicht weiß, ob es sich bei ihren Verlautbarungen um das Lallen eines Glossolalen oder um eine andere Geheimsprache handelt. Die Physiker können mit unserer Sprache nichts anfangen, weil die Wörter nicht ausreichen, um ihre Ergebnisse exakt wiederzugeben. Das hat kein Geringerer als Werner Heisenberg klar zum Ausdruck gebracht: „Mit dem Vordringen in Bereiche der Natur, die unsern Sinnen nicht mehr unmittelbar zugänglich sind, beginnt auch unsere Sprache an einigen Stellen zu versagen, — stellt er fest. — Ihre Begriffe erweisen sich teilweise

als stumpfe Werkzeuge, die in dem neuen Erfahrungsbereich nicht mehr zu gebrauchen sind.“ „Wir sind daher gezwungen, eine neue Sprache zu lernen, die der gewöhnlichen Sprache in vielen Stellen sehr fremd ist.“ Das Bestürzende an der geistigen Situation unserer Zeit ist, daß die einzelnen Wissenschaftszweige — und nicht nur sie — sich nicht mehr verständigen können. Theodor Haecker spricht die Befürchtung aus, „es könnte auf diesem Planeten bald so kommen, daß keiner mehr mit dem andern über den Sinn eines Wortes, das über die Bezeichnung der materiellsten und sinnlichsten Dinge hinausgeht, sich einigen kann“.

Am schlimmsten ist die Wortverwirrung auf dem Gebiet der Politik. Dort wird die Sprache stärker mißbraucht als je. Die Wörter dienen nicht dazu, sich dem andern gegenüber zu offenbaren, sondern die Gedanken vor ihm zu verbergen und ihn zu täuschen. Man spricht von einem spontanen Akt, und in Wirklichkeit herrscht Zwang; man redet von Zusammenarbeit und erstrebt Unterwerfung; man proklamiert Versöhnung und schürt den Haß. In Orwells Zukunftsroman „1984“ grüßen vom Wahrheitsministerium — in der Neusprache, der amtlichen Sprache Ozeaniens heißt es „Miniwahr“ — in großen Lettern die Wahlsprüche der Partei:

„Krieg bedeutet Frieden!
 Freiheit ist Sklaverei!
 Unwissenheit ist Stärke!“

Die Verkehrung der Wörter in ihr Gegenteil wird von Orwell als die eigentliche Mechanik der neuen Zeit beschrieben.

Aber wir brauchen uns gar nicht apokalyptischen Visionen hinzugeben. Propaganda und Werbung der Gegenwart entleeren durch ihre Übersteigerung das Wort und versuchen, dem Menschen etwas gegen seinen Willen einzureden. Das Wort wird zum Instrument, den Menschen in die Irre zu leiten. Aus dem klaren, überzeugenden Wort sind Reden und Geschwätz, Phrasen und Schlagworte, Schmeichelei und Lügen geworden. Diese Entleerung des Wortes geht nicht nur den Philologen und Sprachforscher etwas an, sondern jeden einzelnen Menschen; denn die Verdrehung des Wortes führt zur Gefährdung des Menschen in seinem Menschsein. Der Mensch, zu dem man redet, wird nicht mehr als gleichwertiger Mensch ernst genommen, und der Angesprochene, der die Verdrehung des Wortes merkt, betrachtet nun seinerseits den Sprecher nicht mehr als einen, welcher

sich ihm durch das Wort öffnet. Darum behandelt auch er ihn nicht mehr als ein Du, das durch das Wort Gemeinschaft herstellt, sondern als ein Es, d. h. als ein Objekt, das man auf seine Zuverlässigkeit erst prüfen muß. Mißtrauen gegen das Wort heißt Mißtrauen gegen den Mitmenschen; Mißachtung des Wortes bringt Mißachtung des Menschen, und Mißbrauch des Wortes führt zum Mißbrauch des Menschen. Das Menschsein des Menschen steht und fällt mit seiner Sprache. Die Entwertung des Wortes hat die Entmenschung des Menschen zur Folge. Der Mensch ist nicht mehr eine Person, die mich anruft und der ich begegne, sondern er wird zum Funktionär und Roboter, er wird Material, mit dem ich als Wissenschaftler, Wirtschaftler und Politiker umgehe und das ich einsetze, wie es mir gefällt.

„Wir müssen uns davor hüten — so warnt schon Sokrates — daß uns nicht ein Mißgeschick passiert, daß wir nämlich Feinde der Rede werden, wie andere Feinde der Menschen. Kein größeres Unglück kann uns treffen, als Rede zu hassen. Redehaß entsteht auf dieselbe Weise wie Menschenhaß.“ Der Mensch, der den Glauben an das Wort verloren hat, begeht geistigen Selbstmord. Er liegt in den letzten Zügen seines Menschseins, ohne daß er weiß, wie schlimm es um ihn bestellt ist. Die ganze Verworrenheit der Gegenwart kommt in der Not der Sprache zum Ausdruck. Die Sprache, das größte Glück und Geschenk des Menschen, ist gleichzeitig seine Not und sein Verhängnis.

Wenn dem Wort eine so große Bedeutung zukommt, dann müssen wir uns überlegen, was das Wesen des Wortes ausmacht. Diese Frage hängt aufs engste mit der nach dem Ursprung der Sprache zusammen. Aristoteles und ganz ähnlich die Aufklärer sagten, die Sprache sei durch menschliche Übereinkunft geschaffen, die Worte seien von den Menschen willkürlich zur Bezeichnung von Dingen erfunden. Nach der marxistischen Sprachtheorie ist die Sprache ein gesellschaftliches Phänomen. Sie ist ein Produkt der Arbeitserfahrung, entstanden aus „der Notdurft des Verkehrs mit anderen Menschen“, wie es Marx und Engels formulieren, oder anders ausgedrückt die Notwendigkeit, „die gemeinsame Tätigkeit zweckmäßig und bewußt zu organisieren.“ Da die Menschheit eine Produktionsgemeinschaft ist, kann sie ohne Sprache nicht existieren, weil sie dann die Produktion einstellen müßte. Humboldt spricht mit Recht von einem letztlich irrationalen Ursprung der Sprache: Der Mensch ist nur Mensch durch die Sprache. Um aber die Sprache zu erfinden, mußte der Mensch schon Mensch sein. Die Entstehung der Sprache läßt sich nicht aus der

Tätigkeit der menschlichen Vernunft ableiten, da diese ja schon wieder die Sprache voraussetzt. Man kann wohl eine ganze Reihe einleuchtender Theorien über die verschiedenen Sprachen aufstellen und die Geschichte von einzelnen Wörtern schreiben, bei denen diese dann auf ältere Formen zurückgeführt werden. Aber alle Sprachwissenschaften setzen stets die Sprache voraus. Sie ist nicht etwas, was der Mensch entwickelt, sondern sie ist ihm vorgegeben. Sie bleibt letztlich ein Urfaktum, das sich aller rationalen Erklärung entzieht.

Daß die Sprache nicht aus der „Tiefe der Menschheit“ entspringt und nicht „eine unwillkürliche Emanation des Geistes“ ist, wie es Humboldt gesagt hat, hat nicht nur das negativ verlaufene Experiment Friedrichs II. auf Sizilien gezeigt, der — selbst angeblich 9 Sprachen beherrschend — durch völlige Isolierung neugeborener Kinder herausbekommen wollte, welches die Ursprache der Menschen sei. Die von dem Missionar Singh in einer Wolfshöhle in Indien im Jahre 1920 gefundenen beiden Mädchen stießen Laute aus, die weder menschlich noch tierisch waren. Nach sechsjährigem Aufenthalt in einem Waisenhaus gab das ältere Mädchen, das inzwischen etwa 18 Jahre alt geworden war, wie ein plapperndes Kind Worte von sich, deren Sinn man meist nicht genau verstehen konnte. Auch Kinder, die man im letzten Krieg in großen Kinderheimen mit wenig Pflegepersonal untergebracht hatte, lernten erst mit 4 Jahren sprechen, als sie von Pflegemüttern übernommen und von diesen angesprochen wurden. Die Sprache ist ganz offensichtlich nicht eine spontane Entfaltung des Menschen. Der Mensch gebiert das Wort nicht aus sich heraus, sondern er lernt sprechen, wenn er selbst angesprochen wird. Er ist wohl sprachfähig, aber er bedarf, um sprechen zu können, des andern, der ihn anredet. So ist nach der Erfahrung die Sprache des Individuums Ant-Wort auf das Wort, das von einem andern an ihn ergangen ist.

Dieser experimentell festgestellten Tatsache kommt weitgehende Bedeutung zu. Man hat das biogenetische Grundgesetz, daß die Ontogenese eine verkürzte Phylogenese ist, daß also jedes Einzelwesen die Entwicklung des Menschengeschlechtes durchmacht, auf die Sprachgeschichte angewendet und von der Erfahrung des Individuums auf die Entwicklung des Menschengeschlechtes zurückgeschlossen. Das führt zu dem Ergebnis, daß der Mensch zu Beginn seines Menschseins, um sprechen zu können, des andern bedurfte, der ihn ansprach. Im Anfang der menschlichen Sprache steht demnach nicht der denkende Mensch, sondern der Mensch, der angesprochen ist. „Nie ist Sprache gewesen, ehe Ansprache war“, sagt Martin Buber. Jede Rede setzt die

Anrede voraus, so daß das Wort Antwort auf ein ergangenes Wort ist. Diese Feststellung erinnert an gewisse Aussagen der Bibel. Nach biblischer Anschauung ist die Sprache nicht eine menschliche Eigenschaft, die in anthropomorpher Weise Gott zugeschrieben wird, sondern Gott ist der Sprechende, und der Mensch, der nach Gottes Bild geschaffen ist, ist von ihm angesprochen, so daß das Wort Gottes das Urwort aller Worte ist. Nicht der Mensch hat das Wort geschaffen, sondern das Wort den Menschen, und die menschliche Sprache ist nichts anderes als der Nachklang des göttlichen Sprechens.

Oft vergleicht man das Sprechen des Menschen mit den Lauten, die Tiere ausstoßen. Aber zwischen beiden Verlautbarungen bestehen erhebliche Unterschiede. Die Sprache ist das eigentlich Menschliche am Menschen. Sie gehört, wie Humboldt betont, zum zentralen Kern unseres Menschseins. „Das Vermögen zu sprechen — sagt Heidegger — ist auch nicht nur eine Fähigkeit des Menschen, gleichgeordnet seinen übrigen. Das Vermögen zu sprechen zeichnet den Menschen zum Menschen aus.“ Tiere können zwar gewisse Töne von sich geben, um vor Gefahr zu warnen, auf Futter aufmerksam zu machen oder um sexuelle Beziehungen aufzunehmen, aber solche Signale sind den menschlichen Wörtern nicht gleichzusetzen. Nicht jedes physiologisch-phonetische Lautgebilde ist bereits ein Wort. Darum ist es verkehrt, die erste sprachliche Äußerung als ein Mittel ding „zwischen der nächtlichen Liebeslyrik der Katze auf dem Dach und den melodösen Liebesgesängen der Nachtigallen“ anzusehen. Die Tiere stoßen Laute aus, aber sie sprechen nicht mit Haupt- und Nebensätzen, in denen es Haupt-, Zeit- und Eigenschaftswörter gibt. Die Kommunikation in der Tierwelt besteht nicht in der Form der Frage und der rationalen Mitteilung, sondern bei ihren Verlautbarungen handelt es sich um Ausdruck von Stimmung oder um das Erreichen von Umstimmungen. Zur Sprache gehört die denkende Person, die sich an eine erkennende Person wendet. Die Bemühungen, die man angestellt hat, um z. B. Wörterbücher der Affensprache aufzustellen, müssen als verfehlt angesehen werden. Das Wort ist nicht nur ein technisches Mittel der Verständigung, es ist mehr als Signalisation und Zeichen.

Will man das Wesen des Wortes charakterisieren, so muß man dreierlei bedenken:

1. Das Wort hat ein rationales Element. Darin sind sich alle einig, daß Sprechen und Denken aufs engste zusammengehören. Humboldt bezeichnet die Sprache als „Ausdruck des Gedankens“, sie ist

„die sich ewig wiederholende Arbeit des Geistes, den artikulierte Laut zum Ausdruck des Gedankens fähig zu machen“. Schleiermacher nennt das Denken ein „inneres Sprechen“, man könnte es auch als ein „lautloses Sprechen“ bezeichnen. Niemand kann ohne Worte denken, und jedes Reden beruht auf Denken. Stalin gibt in seiner Abhandlung „Der Marxismus und die Fragen der Sprachwissenschaft“ dem Satz von Karl Marx „Die Sprache ist die unmittelbare Gegenwart des Gedankens“ die Form: „Die Realität des Gedankens offenbart sich in der Sprache.“ Das Wort ist eine Verleiblichung des Gedankens. Es gibt dem Gedanken Gestalt und Ausdruck. Aber Wort und Gedanke sind nicht ohne weiteres identisch. Zwar denkt man meist in Begriffen, aber oft fällt es schwer, das in Gedanken klar Erkannte in Worte zu fassen. Das Wort ist noch etwas anderes als der Gedanke.

2. Das Wort ist ein gesellschaftliches Phänomen. Es hat personale Bedeutung. Das hat sehr klar und einprägsam Stalin in der eben erwähnten Schrift zum Ausdruck gebracht: „Die Sprache ist ein Mittel, ein Werkzeug, mit dessen Hilfe die Menschen miteinander verkehren, ihre Gedanken austauschen und eine gegenseitige Verständigung anstreben.“ „Die Sprache gehört zu den gesellschaftlichen Erscheinungen, die während der ganzen Zeit des Bestehens der Gesellschaft wirksam sind. Sie entsteht und entwickelt sich mit dem Entstehen und der Entwicklung der Gesellschaft. Sie stirbt mit dem Zeitpunkt des Todes der Gesellschaft. Außerhalb der Gesellschaft gibt es keine Sprache.“ Das Wort fordert ein verstehendes Wesen, an das es sich richtet. Der Sprechende führt keine Monologe in abgeschlossener Einsamkeit, sondern das Wort will gehört werden. *Natura verbi est audiri*, sagt Luther. Das Wort hat eine kommunikative Funktion. Es ereignet sich zwischen der ersten und zweiten Person, dem Ich und dem Du. Durch das Wort stellt der Sprecher die Beziehung zu dem Angesprochenen her. Er braucht das Du, das das Gesagte vernimmt, auf das Gehörte antwortet und das Geforderte tut. Darum ist die Verständlichkeit des Gesagten eine Grundvoraussetzung und Notwendigkeit jeden Redens. Wo die Sprache sich in subjektivem Expressionismus der Verständlichkeit begibt, hat sie ein wesentliches Moment ihrer Eigenart verloren. Die Existenz des Menschen ist eine dialogische. Darum ist das Schweigen zwischen zwei Menschen nach Bergmans eigenen Worten „der negative Abdruck“ des Menschen. Zwar muß jedes Wort, soll es nicht zum Geschwätz werden, aus einem gewissen Schweigen kommen. Aber der schweigende Mensch, der sich

freut, kein Wort sagen zu brauchen, ist der seinem Menschsein entfremdete Mensch, der wie ein Tier seinen Trieben lebt und bei dem dann nur noch die Leere und die Langeweile, der Ekel und die Verzweiflung übrigbleibt, weil der Mensch doch kein Tier ist. Das Wort ist nicht nur Signalisation und Information, sondern Kommunikation, und dieses im vollen Sinne — sowohl Tradition an den andern, wie Partizipation von dem andern her. Es ist Selbsterschließung der Person und hat eine auf den Hörenden gerichtete Intention. Nicht jede lauthafte Äußerung, wie der Aufschrei, selbst wenn er ein Wort mit Vokalen und Konsonanten enthält, ist schon ein Sprechen. Im Wort übermittelt man dem andern nicht nur einen Sachverhalt, sondern man teilt sich selbst mit. Man offenbart sich ihm, man erschließt dem andern seine Pläne und sein Tun, sein Lieben und Hassen, seine Freude und sein Leid. Damit wird bereits etwas weiteres über das Wesen des Wortes gesagt.

3. Das Wort ist nicht nur ein soziales Phänomen, ein Verständigungsmittel zwischen zwei Personen, es hat nicht nur eine noetische Funktion, dem andern gewisse Sinngehalte zu vermitteln, sondern es enthält auch ein ausgesprochen dynamisches Element. Humboldt betont, daß die Sprache „zu den hauptsächlich schaffenden Kräften der Menschengeschichte gehört“. Das Wort ist nicht nur ein Sagewort, sondern ein Wirkwort, so daß Wort und Sage, „Sage und Sein“ aufs engste zusammengehören. „Kein Ding sei wo das Wort gebricht“ sagt Stephan George in seinem Gedicht „Das Wort“, und Heidegger formuliert im Anschluß daran die Sätze: „Das Sein von jeglichem, was ist, währet im Wort. Daher gilt der Satz: Die Sprache ist das Haus des Seins“. Das Wort beschreibt nicht nur die Wirklichkeit, sondern es setzt sie, so daß Wort und Geschehen zusammenfallen.

Der Tatcharakter des Wortes kommt in den Aussagen der Bibel besonders klar zum Ausdruck. *dabar* ist im Hebräischen sowohl das Wort, das jemand zu einem spricht, wie die Sache, die Tat, die Geschichte, von der das Wort handelt. In der Abrahamerzählung Gen. 15,1 kann es heißen: „Nach diesen debarim erging der *dabar*“. Als der junge Samuel sich noch bei Eli aufhielt, sagte Gott zu ihm: „Siehe, ich tue einen *dabar* in Israel, daß, wer das hören wird, dem werden seine beiden Ohren gellen.“

Das Wort ist also nicht nur Wort in dem Sinne, wie wir es oft verstehen: Schall und Rauch, sondern es ist ein Ereignis. Während bei den Griechen beim Wort eine starke rationale Prägung vorliegt, hat es im Alten Testament einen ausgesprochen voluntaristisch-

dynamischen Charakter. Das gesprochene Wort enthält nicht nur einen Sinngehalt, sondern ist geschehendes Ereignis. Es setzt Fakten und macht Geschichte.

Dieses zeigt sich in besonderer Weise in den Aussagen der Bibel über das göttliche Wort, das nicht in himmlischen Sphären erfolgt, sondern aufs engste mit dem menschlichen Wort verbunden ist; denn Gott spricht durch Menschen zu Menschen, indem er den Propheten seine Worte in den Mund legt. Durch sein verkündigtes Wort verwirklicht Jahwe seinen Willen. In immer neuen Bildern veranschaulicht die Bibel die dynamische Durchschlagskraft des göttlichen Wortes. Es wird im Mund der Propheten zum Feuer, das das Volk Israel wie Brennholz verzehrt. Es wirkt wie ein Wurfgeschloß oder, moderner ausgedrückt, wie eine explodierende Bombe; es ist wie ein Hammer, der Felsen zerschmettert. Durch das Wort seines Mundes — so sagt das Alte Testament — tötet Gott die Menschen, und durch das Wort macht er sie gesund. Wo Gottes Wort verkündigt wird, da geschieht etwas, da tritt eine Veränderung ein, so daß nichts beim alten bleibt. „Wie der Regen und der Schnee vom Himmel herabkommt und nicht zurückkehrt, sondern die Erde tränkt, daß sie fruchtbar wird und sproßt und dem Sämann Samen und dem Essenden Brot gibt, so auch mein Wort, das aus meinem Mund kommt: es geht nicht leer zu mir zurück, sondern wirkt, was ich beschlossen, und führt durch, wozu es gesendet.“

Der Ereignischarakter des Wortes ist nicht etwas typisch Biblisches. Im ganzen alten Orient — und dort nicht allein — ist das Wort nicht nur Ausdruck von Gedanken, sondern Tat, nicht nur Vehikel für Sinngehalte, sondern dynamische Macht. Man könnte nun versucht sein, die angeführten Aussagen der Bibel über das wirkungsfähige Wort von einer noch sehr mythischen Kulturstufe des Alten Testaments her zu erklären. Bei allen primitiven Völkern hat das Wort eine magische Bedeutung, weil dort noch nicht zwischen Geistigem und Dinglichem, zwischen Wort und Sache geschieden wird. Aber die Einordnung der alttestamentlichen Wort-Auffassung in eine mythisch-magische Entwicklungsstufe der Kulturgeschichte wird dem historischen Tatbestand wahrscheinlich nicht gerecht.

Die wesentlichen Aussagen über die Eigenart des göttlichen Wortes stammen nicht aus der unkritischen, primitiven Periode der israelitischen Religionsgeschichte, sondern sind auf dem Höhepunkt der prophetischen Zeit gemacht worden. Die skizzierte prophetische Auffassung vom Wort enthält wahrscheinlich gar nicht Rudimente eines

magischen Wortgebrauches, der abgelegt werden muß, sondern vielleicht wird man sagen dürfen, daß unser Wort im Laufe der Entwicklung Funktionen verloren hat, die ursprünglich wesenhaft zu ihm gehört haben. Unsere Sprache ist entgöttlicht und damit auch entmenschlicht. Wo man Gott verliert, geht auch der Mensch zugrunde. Die Begegnung Gottes mit Menschen vollzieht sich im Alten Testament im Wort, und durch dieses Wort kommt Gericht wie Heil zu ihm.

Nicht anders verhält es sich im Neuen Testament. Das Christentum steht und fällt mit dem Wort, wird Christus doch selbst das „Wort“ genannt; ja, er ist das letzte, endgültige Wort Gottes. Im Judentum stellte man großartige Spekulationen über die Weisheit an: Sie ist präexistent, weil an Gottes Seite, durch sie hat Gott die Welt geschaffen. Trotzdem beginnt der Johannesprolog nicht, wie es uns vielleicht sympathisch sein würde: „Im Anfang war die Weisheit! Und diese Weisheit war bei Gott und wurde Fleisch“, sondern: „Im Anfang war das Wort... und das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns.“ Jesus ist nicht primär ein Wundertäter gewesen, wie man es auf Grund der synoptischen Erzählungen vielleicht annehmen könnte, sondern der Verkünder einer Botschaft. Als die Kranken sich zu Jesus drängen, um gesund zu werden, und alle Welt ihn sucht, damit er neue Wundertaten vollbringt, entzieht er sich durch die Flucht mit den Worten: „Lasset uns anderswohin gehen in die benachbarten Marktflecken, damit ich auch dort predige; denn dazu bin ich ausgegangen.“ Seine Aufgabe besteht also nicht darin, aufsehenerregende Taten zu vollbringen, sondern sein Auftrag bindet ihn an das auszurufende Wort. Darum sucht er nie von sich aus im Neuen Testament die Kranken auf, sondern diese werden stets zu ihm gebracht. Er selbst verkündet die Botschaft von der Machtergreifung Gottes auf Erden. Das Wort ist das Entscheidende, und die Wunder sind Auswirkungen der Verkündigung. Fast alle Wunder werden nicht durch irgendwelche Manipulationen ausgelöst, wie es in der Umwelt Jesu üblich war, sondern durch das gebietende, schaffende Wort, das er spricht. Darum gilt das Wort in der Bibel mehr als das Wunder. Als Jesus den Boten des Täufers das eschatologische Geschehen der Gegenwart schildert, daß Blinde sehen, Lahme gehen, Aussätzige gesund werden, Taube hören und Tote auferstehen, da heißt es zum Abschluß dieser gewaltigen Steigerung: „Den Armen wird das Evangelium verkündigt.“ Das scheint, wenn man die Eigenart und Bedeutung des Wortes nicht kennt, nachzuhinken. Darum

haben auch einige spätere Abschreiber es weggelassen. Aber in Wirklichkeit ist es der Höhepunkt der ganzen Aussagen. Die Verkündigung des Evangeliums ist das A und O des Wirkens Jesu. Darum bringt das Matthäus-Evangelium auch zuerst in der sog. Bergpredigt eine Komposition von Aussprüchen Jesu, und dann erst eine Sammlung von Taten. Auf das Wort kommt es an: In ihm muß man „bleiben“, man muß es „bewahren“; denn es gibt ewiges Leben.

Die Beauftragten Jesu nach seinem Tode sind nicht Priester, die einen neuen Kult bringen, sondern Apostel, Propheten, Evangelisten und Lehrer, die eine Botschaft auszurichten haben. Paulus sagt ausdrücklich, daß seine Aufgabe als Apostel nicht darin besteht, den sakramentalen Akt der Taufe zu vollziehen, sondern daß Gott ihn ausgesondert und beauftragt hat, das Evangelium zu verkündigen. Im Mittelpunkt seiner Theologie steht der gekreuzigte Christus. Aber nicht das Kreuz, nicht das brutum factum, nicht das einmalige Ereignis vor den Toren der Stadt Jerusalem zur Zeit des Prokurators Pontius Pilatus bringt automatisch der Welt das Heil, sondern das Wort von diesem Geschehen. Im Jahre 30 hat Gott zwar die Welt mit sich versöhnt, aber Wirklichkeit im Leben des einzelnen Menschen wird dieses Ereignis durch die Verkündigung der Versöhnung, die jetzt und hier erfolgen muß. Das Wort ist eine Potenz, es ist die einzige Potenz, die es überhaupt gibt, um den verlorenen und verworrenen Zustand auf der Erde zu beseitigen. Nicht Wunder, nicht Institutionen, nicht wissenschaftliche Erkenntnisse, nicht neue Fakten oder politische Konstellationen machen die Welt neu, sondern das Wort schafft neue Menschen; es schafft neue Verhältnisse; es wirkt das Heil, das Leben, den Frieden. Der Einbruch Gottes in die Welt, die Machtergreifung Gottes und das Durchsetzen seines Willens erfolgen durch das Wort. Wie sehr Wort und Christentum identisch sind, sieht man daran, daß das Christwerden im Neuen Testament beschrieben werden kann als „das Wort annehmen“. Wenn die Apostelgeschichte von dem Missionserfolg der Kirche spricht, so sagt sie: „Das Wort wächst“, „es mehrt sich“, „das Wort breitet sich aus“, „es wird stark“.

Dieses wirksame Wort wird von Menschen gesprochen. Es verdankt seine große Wirkungskraft nicht der vollendeten Form des Vortrags und der inneren Schönheit des Aufbaus. Paulus sagt ausdrücklich, er habe nicht in hochtönenden Worten menschlicher Weisheit gepredigt. Das Neue Testament hat zwar auch sprachlich und stilistisch sehr schöne Stellen, aber im großen und ganzen kann es sich in

Sprache, Stil und Form nicht mit der großen Literatur der damaligen Zeit messen. Der Altphilologe Norden sagt von ihm: „Das Neue Testament in griechischer Sprache wurde bekannt zu einer Zeit, als in gebildeten Kreisen die Sensibilität für alles, was mit Sprache und Stilistik zusammenhing, auf ihrem Höhepunkt angelangt war. Ein nicht attisches Wort zu gebrauchen, galt für das schwerste literarische Verbrechen. . . . Ein solches Publikum mußte die religiösen Urkunden der Christen als stilistische Monstra betrachten.“

In der späteren Zeit nahm man in der Kirche Anstoß an dieser sehr menschlichen, niedrigen Gestalt des Gotteswortes, wie es uns im Neuen Testament begegnet. Das läßt sich gut an der späteren Kontroverse über das puristische Mißverständnis des neutestamentlichen Griechisch zeigen. Man postulierte, das Griechisch des Neuen Testaments müsse, da es ja göttliches Wort sei, auch das eleganteste sein. Nun merkte man zur Zeit der Reformation beim Aufblühen des Humanismus den Unterschied zwischen dem Griechisch der Klassik und dem des Neuen Testaments. Als der in Bamberg geborene, 1526 am Gymnasium zu Nürnberg unterrichtende und schließlich als Professor in Leipzig lehrende Lieblingsschüler Melanchthons Joachim Camerarius das Urteil der Humanisten bestätigte, daß das Griechisch des Neuen Testaments ein anderes sei als das der Klassik, wandte sich der im Kampf für die reine Lehre unerbittliche und unbeugsame Gnesiolutheraner Matthias Flacius gegen die irregeleiteten Philippisten, die buhlerischen Reiz männlicher Kraft und Würde vorzögen.

Im Laufe der Zeit bildeten sich zwei Gruppen heraus: Auf der einen Seite standen die Puristen, die das Griechisch des Neuen Testaments der Reinheit und Eleganz der altgriechischen Literatur gleichstellten, und die andere Seite umfaßte die sog. Hebraisten und Hellenisten, die das hebräische Kolorit in den neutestamentlichen Schriften deutlich erkannten. Als Joachim Jungius, Rektor des Gymnasiums in Hamburg, die These vertrat, die Sprache des Neuen Testaments stamme „nicht aus Griechenland, auch nicht von Griechen, sondern von Juden und Judengenossen“, die Evangelisten und Apostel hätten nicht griechisch, sondern hellenistisch gesprochen, man müsse „die griechische und die hellenistische Sprache als unterschiedene Sprachen“ ansehen und die Schüler sollten die griechische Sprache erlernen, „wie sie, da die griechische Nation im Flor gestanden, üblich gewesen und nicht wie die griechischen Juden, die das Alte Testament in griechischer Sprache in ihren Synagogen lasen und daher Helle-

nistae genannt werden, zu reden pflegten“, — da machten ihm einige Hamburger Pfarrer den Vorwurf, er vertrete die Meinung, der Heilige Geist könne nicht richtig Griechisch reden. Das daraufhin im Jahre 1638 bei der Philosophischen Fakultät in Wittenberg eingeholte Gutachten lautete: „Daß Soloecismi, Barbarismi und nicht-recht-Griechisch in der heiligen Apostel Schriften zu finden, ist dem heiligen Geist, der durch sie geredet und geschrieben, zu nahe gegriffen, und wer die heilige Schrift einiger Barbarismi bezüchtigt, . . . der begehet nicht eine geringe Gotteslästerung.“

Wissenschaftlich zutreffender und theologisch richtiger urteilte Hamann in diesem Streit zwischen Puristen und Hebraisten. Er entscheidet sich für das entartete Griechisch. Was man erst am Ende des vorigen Jahrhunderts auf Grund der gefundenen Papyri erkannt hat, hat er bereits damals vermutet. Er vergleicht nämlich die Schreibart der neutestamentlichen Bücher mit dem Zeitungsstil. Er will die Härten der Bibel nicht abschleifen und entschuldigen. Darum spricht er nicht von der Akkommodation Gottes, wie es die Aufklärer getan haben, daß Gott sich dem Verständnis der Massen angepaßt habe, sondern radikaler von der Condensio Gottes, daß Gott sich zu den Menschen heruntergelassen, sich entäußert habe, daß sein Wort wirklich Fleisch geworden ist, um sich den Menschen voll verständlich zu machen.

Diese richtige Erkenntnis hat sich zunächst nicht durchgesetzt. Im 19. Jahrhundert sah man wohl sehr gut den sprachlichen Unterschied zwischen Plato und Paulus. Aber man wertete nun das Griechisch des Neuen Testaments höher als das der Klassik. Der Erlanger Praktische Theologe Gerhard von Zezschwitz spricht in seiner Abhandlung „Profangräcität und biblischer Sprachgeist“ von dem „christianisierten Griechisch“, in dem das Entweihte ausgestoßen, das ungebührlich Zurückgestellte hervorgehoben und das echt Menschliche verklärt ist. „Welche Umwandlung mußte diese Sprache erfahren, um Organ des Heiligen Geistes zu werden!“, ruft er aus. „Das Christentum wäre nicht, als was es siegend über Griechentum und Römertum sich ausgewiesen, hätte es zu reden vermocht oder zu reden sich zwingen lassen müssen nach den Grundbegriffen griechischen Geisteslebens, griechischer Weltanschauung.“ Von ähnlichen Anschauungen ausgehend, hat Hermann Cremer sein „Biblisch-theologisches Wörterbuch der neutestamentlichen Gräcität“ verfaßt, das ein Vorläufer des von mir herausgegebenen „Theologischen Wörterbuchs zum Neuen Testament“ ist. Cremer postulierte: Wenn das

klassische Griechisch in den „Dienst des Heiligtums“ gestellt werden soll, so muß es umgeprägt werden. Die Fleischwerdung des Wortes hat sich auf den Gebrauch der Wörter ausgewirkt. „Die vielleicht schon durch den Mißbrauch der Sprache in der Gewöhnung des täglichen Lebens abgenutzten und abgegriffenen Bezeichnungen“ erhalten durch das Christentum „neues Gewicht und neues Gepräge, neue Energie“. Die griechische Sprache wird durch das Christusereignis belebt, umgestaltet, und „es werden auch neue Begriffe und neue Wendungen gebildet“.

Diese Thesen sind nicht richtig. Durch die Veröffentlichung von Papyri, Ostraca und Inschriften mit Texten unliterarischer und halb-literarischer Art hat man einen ganz neuen Einblick in die Sprache der Koine erhalten. Das Griechisch in Kontobüchern und Rechnungen, in Testamenten und Petitionen, in privaten Briefen und amtlichen Berichten der damaligen Zeit unterscheidet sich nicht wesentlich von dem des Neuen Testaments.

So stellte sich heraus, daß es in der Bibel gar nicht so viele neue Wörter gibt, wie man bisher angenommen hatte. Durch die Funde wurde es immer deutlicher, daß die Boten Jesu sich nicht einer besonderen Sprache, sondern der Sprache ihrer Zeit bedient hatten. Sie redeten nicht eine durch den sakralen Gebrauch geheiligte Sprache, erst recht verwendeten sie nicht eine Geheimsprache, sondern sie gebrauchten Wörter und Vokabeln, die damals üblich und gebräuchlich waren, so daß sie von jedem verstanden werden konnten.

Der Ertrag der philologischen Arbeit am Neuen Testament hat dogmatische Relevanz: die profane Gestalt der biblischen Verkündigung ist um des dynamischen Wesens des Wortes als Anrede willen notwendig. Das hat ganz bestimmte Konsequenzen für die Predigt heute. Predigen heißt nicht traditionelle Worte hersagen, die durch den Gebrauch oder auch Mißbrauch vielleicht ihren ursprünglichen Sinn bereits verloren haben. Predigen heißt nicht ghettohaft oder anders ausgedrückt „binnenkirchlich“ alte Formeln nachbeten, die heute nicht mehr verstanden werden, weil die religiösen, philosophischen, wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse sich geändert haben. Der Vokabelschatz der Bibel — ich erinnere nur an Worte wie: Menschensohn, König, Sklave, Tempel, Priester, Opfer, vielleicht sogar auch Vater — ist heute vielfach nicht mehr geeignet, die Botschaft von Christus sachgemäß wiederzugeben. Viele Gleichnisse und Bilder haben nicht mehr die überzeugende Anschauungskraft. Die klassischen Worte der christlichen Sprache wie Rechtfertigung, Ver-

söhnung, Vergebung und Erlösung sind „im Laufe der Jahrhunderte selbst mit einer so starken dogmatischen Patina bedeckt worden, daß es heute vielen schwer fällt, ihren Ursinn noch zu erkennen“. Bei der Predigt geht es weder um eine dogmatische Fachsprache noch um eine schöne Rede, wie die Puristen des neutestamentlichen Griechisch es meinten. Auch Unverständlichkeit und mystisches Dunkel sind im Christentum nicht Zeichen wahrer Göttlichkeit des Wortes. Es gibt keine legitime kirchliche Sprache. Da die Sprache in den Bereich der Schöpfung und nicht in den Bereich der Erlösung hineingehört, ist sie weltlich oder, wie man gesagt hat, „ungetauft“. Predigt ist die den Menschen in seiner Wirklichkeit treffende Anrede. Sie muß in der vorfindlichen weltlichen Sprache erfolgen. Darum ist sie, ohne dem „Wortgeräusch“ zu verfallen, in ihrer sprachlichen Gestalt in rechter Weise „vulgär“ bzw. „populär“, aber nicht klassisch. Der bekannte englische Forscher J. H. Moulton hat auf Grund des neutestamentlichen Sprachgebrauchs die These vertreten, daß der „heilige Geist diejenige Sprache redete, in welcher die möglichst große Anzahl Menschen ihn verstehen konnte“.

Predigen heute bedeutet, die Botschaft von damals allen Schichten des Volkes so zu sagen, daß sie aufgenommen wird und sich das ereignet und verwirklicht, was in der Predigt ausgesagt und gefordert wird. Es kommt nicht darauf an, was sich der Prediger bei seinen Worten denkt — Rede ist ja nicht Monolog, sondern Anruf an den andern, und das gilt erst recht von der Predigt. Entscheidend bei der Predigt ist es, wie der andere das Gesagte vernimmt und auffaßt. Soll der andere mich verstehen, so muß ich seine Sprache sprechen. Das Wort muß auch heute Fleisch werden, wenn es das Wort Christi ist; es muß in die gegenwärtige Situation eintreten und den Menschen dort aufsuchen, wo er sich befindet. Der Prediger ist ein „Schuldner ... der Weisen und der Nichtweisen“.

Wir leben in einer Zeit der Mißachtung und des Mißbrauchs des Wortes, wo das wahre Wort weithin verstummt ist. Gleichzeitig ist aber auch eine starke Sehnsucht nach dem echten, wahren, befreienden Wort vorhanden. Was könnte geschehen, wenn alle Worte, die man redet und schreibt, wieder echt würden! Schon nach dem ersten Weltkrieg hatte Ferdinand Ebner in seinem Buch: „Das Wort und die geistigen Realitäten“ ausgeführt: „Alles Unglück in der Welt rührt daher, daß die Menschen so selten das richtige Wort zu sprechen wissen. Wüßten sie es, sie ersparten sich das Elend und den Jammer der Kriege. Es gibt kein menschliches Leid, das nicht durch das rechte

Wort gebannt werden könnte, und es gibt in allem Unglück des Lebens keinen anderen wirklichen Trost als den, der vom rechten Wort kommt.“ Soll der Mensch wieder wahrer Mensch werden, so muß er den Ruf Gottes hören und Antwort geben. Was bei der Phylogenese in der Schöpfung geschah, muß sich in der Ontogenese, in der geschichtlichen Existenz des Menschen von heute ereignen. Das Wort befreit den Menschen aus seinem Massendasein und aus seiner Ich-Einsamkeit, dieser Krankheit zum Tode. Es ruft den Einzelnen an und stellt ihn durch den Anruf in die Gemeinschaft.

Wo das Wort, das Gott den Menschen in den Mund legt, laut wird, da ist es wieder gefüllt, da ereignet sich auch etwas, da werden neue Menschen, und mit den neuen Menschen entstehen neue Verhältnisse. Dietrich Bonhoeffer schreibt aus dem Gefängnis heraus in großer Erwartung und freudiger Zuversicht: „Der Tag wird kommen, an dem wieder Menschen berufen werden, das Wort Gottes so auszusprechen, daß die Welt sich darunter verändert und erneuert. Es wird eine neue Sprache sein, vielleicht ganz unreligiös, aber befreiend und erlösend, nun, die Sprache Jesu, daß sich die Menschen über sie entsetzen und doch von ihrer Gewalt überwunden werden.“

Daß die Wörter wieder zu dem Wort werden, das gehört und durch das Leben beantwortet wird, ist von entscheidender Wichtigkeit. *Tota vita et substantia ecclesiae est in verbo Dei*, sagt Martin Luther. „Denn die augen leiten und führen uns nicht dahin, da wir Christum finden und kennen lernen, sondern die ohren müssen das thun“. Darum: Auf das Wort kommt es an.